

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 39



Kinderporträt

K. E. Olszewski

DER BERG

I.

Kurz vor dem Morgen und mit einem Schritte war in die Ebene der Berg getreten, stand unerschütterlich und war die Mitte, nach der voll Demut alle Felder spähten. Dann breitete mit greisenhaften Händen er Acker saltig über seinen Knien, warf dunkle Wälder um die schweren Lenden, umkantete die Brust mit schroffen Wänden, schlang um den Hals die silbergrauen Flechten und zwang die Wolken, um sein Haupt zu zücheln. Dann ruhte er und schwieg. Nur in den Nächten sprach rauschend er mit dem vertrauten Stern. Die Lande aber drängten sich um ihn und dienten ihm als ihrem großen Herrn.

II.

Im Tale nannten sie ihn den Verschwiegene, da er mit seinem straffen, nie erstiegenen Gewand sich unvermittelt über sie erhob und sich gebärdete als ob er schlief; denn unbewegt bestand er die Gezeiten. Vom Blitz bezüngelt und verharstcht vom Eise stieg steinern er in seiner Jahre Kreise und ließ sie achillos wieder von sich gleiten. Und keine Kunde kam von ihm zur Tiefe als Wind, der schroff aus seinen Schründen schob. Doch im Verborgenen stärkten sich die Kräfte: ruhlos wuchs Kraft in seiner Flanken Wall, bis dem Verband der Salze und der Säfte durchsichtig klar entreiste der Kristall.

Wolfram Brockmaier

BERGGEHEIMNIS

Von Franz Friedrich Oberhauser

Zwei Männer stiegen über einen Grat. Der eine war Bartl, der Bergführer, und der andere sein Gostl, ein Herr Rentner.

Es war Nacht. Gefahren umlauerten die beiden, die Gefahren der offenen Spalten, der heimlichen Schwinde und der wilden Abhänge. Es war keine alltägliche Bergwanderung, das empfand Bartl schon längst. Dieser Herr Rentner war ein merkwürdiger Mensch. Das ergab sich aus verschiedenen Beobachtungen. Aber er gehorchte den Anweisungen des Führers. Wenn auch wortlos und schweigsam und schlieflich, was ging es Bartl an, welche Ziele der Fremde verfolgte. Er hatte ihn gedungen, den Lohn ausbezahlt und mit wenigen, unsicheren Worten seinen Wunsch mitgeteilt über den endlosen Grat zu steigen, auf die andere Seite des Massivs.

Es waren Stunden vergangen. Das Geil verband die Männer. Eine kleine Laterne schwannte und gab ein mühsames Licht. Kein einziger Windstoß erhob sich, um durch diese Nacht zu pfeifen. Die Sterne hatten sich nicht bewegt, es weiterleuchtete irgendein, Gleich-

mäßig ging es weiter. Bartl wollte schon einmalm eine Frage an den Fremden richten, aber er vermid es im letzten Augenblick wieder.

Die schwarzen, eisernen Haken der Bergseile hingen über dem Gestein.

Plötzlich sagte Rentner: „Wo liegt hier die Welt? Ist sie schon verloren gegangen?“

Bartl erschaak fast vor dieser unerwarteten, uniden und mattem Rede. Statt einer Antwort, sagte er: „Wir steigen ab!“

„Es ist so still ringsum. Hier schläft der Tod.“

„Sie täuschen sich, hier wacht der Tod! Er lauert den Menschen auf. Haben Sie Angst? Wär besser gewesen, Sie wären unten geblieben, im Tal, in der Niederung, wosin Sie gehören...“

Nach einer Weile der ander: „Unten... unten... es ist nicht wahr, wie sind nicht feig, wie trocken der Gefahr, wie können stark sein, unsere Kraft erproben...“

„Die Berg können uns gefangen nehmen... Mambmal... Sie sind müde... Ich habe Sie gewarnt! Denken Sie an nichts anderes,

als an den Weg! Atmen Sie ruhig, poffen Sie auf! Der Wind fällt von der Nordwand. Bald wird es eiskalt werden!“

Der Wind war scharf geworden. Ein Schauer fiel über die hohle Wand. Dünne Eiskörner warf es über die Höhe. Mambmal wollte ein Stein ab. Der Weg neigte sich etwas. Langsam ging es weiter. Die Finsternis wurde dichter, die rote Blume der Laterne schwannte heller und beleuchtete das Geil, das die beiden verband.

„Wann... wann... sind wir in der Hütte...“ hörte Bartl den Fremden fragen. „Bald schon noch dauern. Es kommt ein gefährlicher Abstieg. Sie müssen die Netze behalten!“

Er hörte das stärkere Atem Rentners.

Ein Wetter schon anzufangen.

„Wir können nicht rasten. Wir müssen jetzt weiter!“ sagte Bartl.

„Müssen...?“

„Ja. Müssen. Die Gefese hie betoben sind härter auf Kampf und Sieg gestellt... Wollen Sie zurück?“



Waldwiese

Franz Doll

„Zurück?“ kam wieder die Stimme, und sie war jetzt ganz klein geworden. Aber ehe Bartil noch ein Wort hören konnte, spannte sich das Seil und plötzlich riß es ihn zu Boden. Noch im Fallen fuhren Bartils Hände über das Gestein nach einem Halt. Eine scharfe Kante riß ihn den Handrücken auf. Er fühlte es wehren und langsam über die Haut laufen. Aber die Finger hatten einen Halt gefaßt, wie große Haken ragten zwei Steinbrocken hervor.

„Wo sind Sie? Was ist geschehen?“ rief der Führer.

Nach einer Weile erst hörte er den leichten Aufschrei. Dann war es still. Es war finstern, keine Handbreit war zu sehen. Herr Kenten war abgestürzt! Bartil spürte es am Seil. Kenten schwang draußen über dem Abgrund. Bartil wartete. Es gab nichts anderes, als zu warten. Auf das Licht, auf den Morgen. Würde es der Fremde aushalten?

„Weihen Sie ruhig, Herr Kenten! Hören Sie?“ rief er hinab. „Keine unnützen Bemühungen!“

„Ja!“ kam die Stimme zurück von unten herauf. Es war eine jämmerliche, entsetzte Stimme.

Bartil tastete vor. Die Füsse hatten festen Halt. Aber er konnte es nicht wagen, sich vom Boden zu lösen. Er mußte ruhig bleiben. Und warten. Warten! Gut! Warten!... Wenn es auf ihn allein ankäme. Aber der da unten, der hängt in der Luft! Wieder tastete die Hand Bartils vor. Jetzt fand sie einen Steinbrocken. Langsam hob sie ihn auf und warf ihn hinaus. Er hörte. Nichts... Doch... nach einer Weile hörte er ihn aufschlagen. Das war eine Schlucht, dort vor ihm. Vielleicht der Echogrund...

„Herr Kenten...“ fing der Führer wieder an, „tasten Sie vor, Sie müssen doch eine Wand vor sich haben!“

„Nein!“ kam es von unten zurück. „Nichts... nichts...“

„Wenn Sie die Füsse heben... Herr Kenten und behalten Sie Mut...“

Er konnte sich nicht fügen. Der Stein war unflüchtig, wenn er zu bröckeln begann, fliegen beide ab, stürzen in den Abgrund. Und so schwarz war diese Nacht! Und jeden Laut wandelte sie. Trieb Figuren herauf, gespensterhaft für ihn, den Stadtmenschen, der tapfer sein wollte, der seine Kraft erproben wollte.

Ein unsinniges Beginnen war es! Wahnsinn!

„Bartil!“ kam jetzt die Stimme von unten herauf, eine fremde, unangenehme Stimme. „Bartil... ich muß Ihnen etwas sagen... Lachen Sie nicht... über mich... ich kann noch reden, aber das Seil nimmt mir den Atem... dieses Seil...“

„Vertrauen Sie dem Seil, Kenten, es ist das einzige, das uns am Leben hält...“

„Dieses Seil, Bartil... dieses Seil, das mir den Atem nimmt, die Luft, die Brust schmerzt... schneiden Sie es durch... Bartil...“

„Sind Sie wahnsinnig geworden? Es wird ein neuer Tag kommen, und wir werden uns befreien, Kenten...“

„Ich will nichts hören! dachte Bartil weiter. Und er souste es dem Fremden, er sagt es laut und hart: „Reden Sie nicht! Schweigen Sie! Ich will nichts hören...“

„Sie — müssen, Bartil... Sie müssen...“

„Es geht mich nichts an... Kenten, gar nichts...“

„Ich bin nicht feige, ich will es nicht sein... Ich habe keine Angst. Das Schicksal hat es so gewollt. Ich muß reden... Es ist nicht so



In Litauen

K. Hapko

schlimm... für Sie. Es will mich nur klein machen... ich werde dann wieder Kraft haben... Es will mich nur klein machen, so klein, wie ich eben bin... Ich habe Familie, Bartl, Kinder... zwölf Lurus... zu gut gelebt, verfluchen Sie... Wenn mir etwas geschieht, wird es sie mitreißen, alle... sie sind unfähig auf eigenen Füßen zu stehen, ich habe mich aus der Hand gegeben... wenn es einmal beginnt, kann man schwer ob davon... Ich habe Angst vor mir, weil ich zu schwach bin... dem Leben gegenüber. Und deshalb wollte ich mich prüfen... Haben Sie nicht darüber, ich wollte mich prüfen, ob ich es ertragen könnte, einen Weg finden, aus meiner Freiheit heraus..."

Bartl hörte ein Lachen. Himmel, dachte er sich, er wird verrückt! Er redet dummes Zeug... was ging das alles ihn an?

Der Sturm erhob sich. Die beiden Männer mußten schweigen, im Donnern des Sturmes verflohen die Worte. Aber dennoch schrie unten Rentens weiter. Nur einzelne Worte hörte Bartl... „Och... anderer... auch kein Gefäß zur Entlastung dafür... keine Handhabung... schon abgestürzt... Schwächen Sie das Eisl durch... ich will nicht mehr... ich kann...“

Bartl gab keine Antwort mehr. Er biß die Lippen zusammen. Aber jenseit Menschentraum,

jenseit Menschenlast, dort, wo man sie gar nicht vermutete. Er hatte schon viel mitgemacht und viel gesehen, aber dies da... diese Nacht... Wenn nur der Sturm nachlassen würde, wenn es nur endlich Tag werden würde... Bartl fühlte, wie der andere am Eisl zog, oder war es die schwere Last? Schwang es den Körper hinaus und stieß es ihn an die Wand? Und dann... dann..."

Eine ganze Weile überlegte Bartl, aber er fand keinen Ausweg. Der Mann dort unten, dieser Mensch, den das Schicksal jetzt in die Not des Lebens hefte, was sollte er mit diesem Menschen anfangen? Ein Bittschrei überkam ihn. Er tastete wieder vor, ob es nicht doch möglich war, irgendeine Rettung, irgendeine Befreiung...

Aber dort... weit draußen... dieser seine aufstellende Eisteifen! Das war der neue Zug, der junge Zug, dieses unwickliche zarte Eisber, dieses Licht, tastend und ungewiß!

„Es sagt, Rentens! Hören Sie?“

Keine Antwort mehr. „Es einmal tief es Bartl hinauf. Immer noch lebte der Sturm an den Wänden vorbei. Nicht mehr so schlimm wie zuvor, aber immer noch wild genug, um die Worte von den Lippen zu reißen. Der Himmel erwaichte. Immer stärker kam das Licht aus der Finsternis. Wie langsam es ging und dennoch, wie rasch. Glitz

über die dünnen Erzte, über die fernen Wände, hob die Gipfel in das Glühende. Und dann stand die Welt in quater Eisz.

Jetzt sah Bartl über das Gestein. Vorn war ein Weiß, dann noch einer. Langsam schob er sich vor. Und plötzlich ließ das Eisl nach. Knackte ein. Blick auf dem Hang liegen. Hätte der Körper unten sich losgeschnitten? War er abgestürzt? Immer weiter schob er sich jetzt vor. Da war der Abgrund. Bartl konnte jetzt hinabschauen. Und dort unten...

Dort unten lag ein breites Felsenband, kaum drei Hand breit unter den Füßen des Abgestürzten. Und auf diesen rettenden Felsenstreifen lebte jetzt Rentens. Bartl sties ab zu ihm.

„Wir haben Glück gehabt, Rentens,“ sagte er voll einer unfaßlichen Erleichterung. „Die Berge haben mit uns gespielt!“

Aber Herr Rentens gab keine Antwort. Er sah zwischen halbgeöffneten Lidern gleichgültig vor sich hin. Er ließ sich von Bartl neuerdings sichern und dann zur Höhe bringen. Dort gab er ihm Etüchlein. Rentens schweigte noch immer, eine unfaßbare Nacht zwang ihn nieder. Das ironische Schicksal, das grausame Erlebnis bedrückte ihn. Er sah nur mit langsam erwachenden Augen vor sich hin. Bartl war es, als hätte diese Nacht seine Zeichen in dieses Gesicht geschrieben. Als wäre der Blick dieses Menschen ein anderer geworden.

„Beruhigen Sie sich doch!“ sagte Bartl, „es ist ja alles in schönster Ordnung, und zum drittenmal wiederholte er den Satz vom Glück, das sie in dieser Nacht hatten.“

Erstlich fand sich Ninken wieder, Er sah auf.

„Vielleicht für sie, Bartl...“ sagte er noch immer müde und mit der Stimme eines Besiegten, „vielleicht für Sie, Bartl...“ Aber dieser Schlüssel, sehen Sie, dieser Schlag, der mich — ohne daß ich es ahnte und wusste — gefehert hatte, der ist wie eine Warnung... Wie eine Warnung des Schicksals!“

Gedanken um ein Telephon

Man berichtet uns, daß in früheren Zeiten nach dem Ende einer Liebe ein gebrochenes Herz zu den Nächsten händerrundwandernd Hilfe zurückzubekommen pflegte. Herzen brechen heute nicht mehr und Liebe werden nicht geschrieben. Alles, was von einer Liebe übrig bleibt, ist die Tatsache, daß man bestimmte Grammophonplatten eine Weile lang nicht mehr hören kann, ohne Herzweh zu tragen. Dem nichts kann so herzerweichend traurig sein und so durchdringend verlassen machen, wie eine lustige Melodie, der das Parfüm einer Erinnerung anhaftet. Ja — und dann noch das Telephon. Telephon, kleiner, dämmernder Feind des Vergessensbrenns und der gelassenen Resignation, da läßt du, harmlos und sachlich anzusehen und fast, als ginge dich die ganze Sache nichts an. Und doch hast du monatlang so fleißig geklingelt, so entzückende Dinge gefragt, gefremt, gedräht, abgetellt, gedankt — um halb helen früh, um zwei Uhr nachts, mittags oder beim Nachtmahl, unverschämter mit den Jüssen, idiosyncratisch langen Klingeln des Fernrufes. Du hast nie gewußt, Telephon, solange du unruhig warst, aber du machst mich endlich nervös, seit du stumm bist.

„Hat niemand angerufen?“ — „Nein, niemand!“ — „Hat noch immer niemand angerufen?“ — „Ja, die Schneiderin, sie läßt logen...“

Oder es läutet und das Herz geht los, wie ein zu schief eingetupelter Wagen: „Ja — hallo — wer dort?“

„Hier Pöhlcher & Co. Wie hätten eine Kollektion besonders preiswürdiger Orientteppiche anbieten.“ — Und nach dieser absurden Mitteilung schweigt das Telephon wieder drei Tage lang.

Das sind so seine Gemeinheiten. Das schlimmste aber ist die dumme Verführung seiner Musikel. Vielleicht muß man nur hinsehen, den Hörer abnehmen: „B 17 2 24 — ich bin es — ich, Peter, bitte, nicht wahr, es ist doch alles wieder wie es früher war?“

Und während man den Hörer aufhebt, weiß man schon, daß es Unsin ist, Nomen.

Ja — und nach 14 Tagen wird es besser, und nach einem Monat erscheint man nicht mehr, wenn es klingelt und nach einem Jahr schlägt jemand: „Bitte wissen Sie vielleicht zufällig die Telephonnummer von Herr X?“

Und siehe, du weißt diese tausendmal anzureisende Nummer nicht mehr... Die Telephonnummer vergessen — das ist das Ende einer großen, aber zeitgemäßen Lebensweise.

A. O.

Erich Kuntze:

DAS UNABÄNDERLICHE

Im Jahre 1928 wurde im Höhenloßbischen ein Mann namens Heinz Jungkurtz von dem Landjäger Kilian Bleich erschossen. Der Obetöter war, wie sich bald herausstellte, das Opfer eines Jertums gewesen. Die tragische Begebenheit mit ihrer Berggätschete gehört zu jenen seltsamen Geschehnissen, die sich folgerichtig und natürlich nicht auflären lassen. Und über eine Erklärung nach will, muß sich in die unkontrollierbaren, unwissenschaftlichen Bezirke begeben, in denen man den überflüssigen und geheimnisvollen Zusammenhängen, den unerforschlichen Gesetzen des Menschenschicksals, nachspürt.

Heinz Jungkurtz hätte als ältester Sohn des reichen Bergwälders einen geliebtesten, sorgelosigen Leben führen und darüber hinaus auch zu großer innerer Freiheit und Unabhängigkeit gelangen können. Seine Eltern waren großartig, forschfröhlich gesinnte Leute, die mit Liebe und Verständnis die kindliche des Knaben behüteten und dem herauswachsenden Jüngling als Kameraden zur Seite standen. Um je größer war ihr Kummer, als sie je länger je mehr merkten, daß ihr Ältester an einer unerklärlich tödlichen nervösen Erkrankung litt, die sein Gemüt nach und nach wöllig umdüsterte.

Der junge Mann, intelligent und begabt, trat nach erfolgreichem Studium in das Unternehmen des Vaters als Betriebsingenieur ein. Dort arbeitete er pflüchtfreudig und mit stillem Ernst. Schnell aber lebte er zurückgezogen und menschlich fern; immer lag eine Wolke von Schwermut auf seiner Stirn.

Eine Mutter, der die Verschlossenheit und das gramvolle Einsamsein ihres Sögenfinds nachgerade unenträglich wurde, zwang ihn eines Tages, als sie allein mit ihm zu Hause war, zu einer Aussprache. „Sag mir, liebster Junge“, drang sie in ihn, „was dich bedrückt und belastet. Sieh, Vater und ich grämen uns so sehr. Wir wollen dir helfen, mit allem, was wir haben, nur sag, was du hast!“

Der Sohn fand aus seiner inneren Fein und Verwirrung nicht zu ihr. „Je müßt euch deins finden, Mutter!“ sagte er düster grübelnd, „wie auch ich mich in das Unabänderliche fügen muß. Mein Schicksal droht dunkel. Ich weiß nicht, was es ist. Was mir fehlt? Nichts! Ich könnte die tatsächliche nicht das Öringste beichten; ich finde selber keine Erklärung für mein fonderbares Verhalten. Es ist schon so, daß man sich auch künftig mit den Schlagworten: „Gemütskrankheit“, „fide Jde“ zur Kennzeichnung meines Zustandes begnügen muß.“

Die Mutter sah ihn mit tränenüberflutetem Antlitz stehend und fragend an: „Hein, hast du mir wirklich nichts anzuvertrauen?“

Der Sohn wandte sich gewandt ab und zuckte die Achseln. „Es ist nicht dies und nicht das, Mutter. Nur das eine: ich habe Angst!“

Rast scheidend wiederholte er: „Ich habe Angst. Angst, die darum so furchtbar ist, weil ich nicht weiß, wovon. Vor etwas Unfassbarem, Unheimlichem. Vor einem Verhängnis, das wie eine schwarze Wolke über mir liegt, vor ich

gebe und stehe, und das mich meines Lebens nicht jezt werden läßt.“ — — —

Diese Unterredung zwischen Mutter und Sohn hatte wenigstens zur Folge, daß Heinz von da an ein wenig aus sich herausging und dem Wunsch der Mutter, die Gesellschaft von Menschen nicht zu meiden, nachkam. Er erschien jetzt bisweilen in den kleinen Abendgesellschaften, die sein Vater gab. An diesen Abenden wurde vornehmlich musiziert. Seine Jungkurtz und Edda Brandt, die Tochter des Bewohners einer Nachbarvilla, spielten vierhändig und bildeten im übrigen mit den beiden Brüdern Jungkurtz ein Quartett, das künstlerisch konzentrierte.

An einem solchen Abend trat Heinz unvermittelt dicht an die Spielenden heran und ließ seine Blicke unverwandt über Edda Brandt gleiten. Diese Bewegung wurde von vielen Anwesenden bemerkt. Dr. Helbing, ein Arzt, benagte sich zu dem Gastgeber hinüber und sagte: „Glauben Sie mir, Jungkurtz, eine Heilart würde Ihren Sohn von seiner Schwermut befreien!“

Die paar Worte des Arztes wirkten auf Jungkurtz wie eine Offenbarung. Sie wurden in den folgenden Wochen für ihn und seine Frau die Zauberformel, die das Heil und die Wandlung bringen mußte.

Mit ebensoviel Feingefühl wie Beharrlichkeit suchte die Mutter ihren Sohn beizubringen, daß ihm nur eine liebende Frau helfe, damit er sich inneres Gleichgewicht bekomme. Heinz wechelte zuerst entsetzt ab. „Wie kann ich noch einen zweiten Menschen ins Unglück bringen und mit mir ins Verderben ziehen! Nein, nein! Ich bin ein Geschickter! Mit mir ist keine Gemeinschaft!“

Als aber seine Mutter nach zwei Monaten andeutete, daß auf der anderen Seite Neigung zu einer Ehe bestehe, trat Heinz dem Plan zwar zögernd, aber weniger widerstrebend näher. Liebe? Ja, ihm leuchtete ein, daß sie die einzige Medizin wäre, die ihm vielleicht würde helfen können. Und zu Edda fühlte er sich hingezogen. So stand der Abstundungsvorgangsbühne vor einer entscheidenden Wende seines Schicksals, als sich jeder mehrwöchige Zwischenfall ereignete, der für ihn so folgenreich werden sollte.

Eines Tages drang ein Landstreicher in die Küche der Villa Jungkurtz ein und verlangte unter Drohungen von der Köchin Lebensmittel. Die Alte erobir ein furchtbares Gestert und der Strolch ergab die Hände. Im Vorgarten aber kam ihm bereits ein Schußmann mit mehreren Leuten entgegen. Der Einbrecher zog sich ins Haus zurück, hegte durch die Zimmer und stand auf einmal vor Heinz, der sich am Tisch zu einem Jmbiß niedergelassen hatte. Einer vom andern bedröht, machte sich zum Kampf bereit. Die lauernde Lirre mußte sich die beiden.

Da geschah das Entfame. Die Spannung in den beiden Ögnen löste sich allmählich; der Strolch wich zurück. Heinz aber blieb bleich und an allen Gliedern bebend an der Tischkante. „Geben Sie mir das da“ bettelte der Land-

stehender. Heinz nickte mit dem Kopf. Der andere stopfte sich die Taschen mit Brot und Fleisch voll. Darauf verzehr Heinz den zerlumpten Buzuchen durch einen rüchtrartigen Ausgang zur Nacht. Nach zwei Minuten kam der Schuhmann; sah, daß sein Bild weiter geflohen war und begab sich sofort wieder auf die Verfolgung.

Einer der Verfolger berichtete dem Oberfallmann: „Er ist der vielgeachtete Einbrecher Heinz, der sich in die Berge geflüchtet hat. Wälder und Berge sind von Polizeimannschaften umstellt. Der Ring wird immer enger um den

Verbrecher gezogen, und die ganze Gegend wird systematisch nach ihm durchsucht. Nun geht er auf Mündraub aus und sucht manchmal vergebens den eisernen Gürtel zu durchbrechen. In den letzten vierzehn Tagen hat er fünf Polizeisten und Landjäger über den Haufen geschossen. Aber das wissen Sie ja selber aus den Zeitungen!“

In dieser Nacht kam ein neuer Anfall jener entsetzlichen krankhaften Angst über Heinz Jungtuch. Die Qual wurde unerträglich. Er

erhob sich vor dem Morgenrauen, zog einen alten Hund an, nahm einen einfachen Esel zur Hand und schaltete den Nachsack um; entschloß sich, mehrere Tage hindurch ohne Ziel und Programm zu wandern.

Die alten fixen Ideen peinigten ihn. Dazu kam das noch nachwirkende Entsetzen, das die Begegnung mit dem Verbrecher in ihm hervorgerufen hatte. Dieser Mann war wie das verführerische Verhängnis vor ihm aufgetaucht. In einem Moment hellbescheidener Verwandlung hatte Heinz gefühlt, daß diese Begegnung schicksalhaft mit dem Unabänderlichen seines dunklen Lebensweges zusammenhing.

Als der Landstrafe aber wurde ihm etwas leichter zu Mut. „Ich muß mir wieder mal für mich allein sein“, sprach er zu sich selbst. „Dann fällt der Esel ganz von selber von mir ab.“

Nächtig schritt er dahin. Dreißig, vierzig Kilometer legte er zurück. Spät am Abend kehrte er in ein schlecht beleuchtetes Dorfwirtshaus ein.

Die Kneipe war überfüllt mit Gästen. In der hintersten Ecke fand Heinz ein Plätschen, bestellte Bier, Brot und Wurst.

Die Bauern und Bürger redeten erregt miteinander. Am großen runden Tisch saß der Landjäger, auf dessen Rede die halbe Gaststube hörte.

Heinz Jungtuch merkte bald, um was das Gespräch sich drehte: um den Mörderbanditen, der die Gegend unsicher machte. Er merkte fernher, daß alle Anwesenden von flackernder Nervosität befallen waren, welche wahrscheinlich die von ständiger Lebensgefahr bedrückten Landjäger und Polizeisten auf die Leute übertragen hatten. Die Luft im Lokal schien wie mit Explosionsstoff geladen zu sein.

In dieser Luft lag das, wozu die überhörsen und überreizten Gemüter wie nach einem Ventil suchten. In dieser Luft lag auch das Geräusch, das unheimlich und ohne erkennbaren Anlaß plötzlich da war und von Tisch zu Tisch weitergetragen wurde: „Da hinten sitzt er! Erhebt ihn doch an! Kein Zweifel, er ist es!“

Und einer: „Ich kenne ihn genau und schwöre, daß er es ist. Bei dem Zusammenstoß zwischen Heiß und den Polizeisten in Murrbunde war ich ja dabei!“ Und das Gerücht schwellte an: „Vorwärts! Er schießt immer gleich blind drauflos!“

Die bösen Blicke und das gefährliche Geräusch umbrandeten den Tisch, an dem Heinz Jungtuch saß. Und die Angst war plötzlich wieder da, riesengroß, herberklemmend, wie ein Brocken der Alpdruck. Verfürt erhob sich der Unglückliche und taumelte dem Ausgang zu. Da stellte der Landjäger sich ihm in den Weg. „Hören Sie mir Ihre Papiere!“ befahl er barsch.

Heinz Jungtuch machte eine hilflose, angstvolle Bewegung, die mißverstanden wurde. „Hände hoch!“ brüllte der Wächter und riß die Waffe empor. „Stehenbleiben!“

Aber der Blutverdrückte, der nicht mehr wußte, was er tat, stürzte davon. Wenige Schritte nur, dann fiel er zu Boden. Allan Bredle, der Landjäger, hatte geschossen und ihn unglücklich zu Tode getroffen.



HERZDREI

Auf dem Schild steht in braunen Buchstaben: „Café Herzdrei“. Und daneben prangt auf gelbem Untergrund die Spielkarte. Das Kaffeehaus besteht aus zwei rauchgeschwärtzten Räumen und aus der Küche. Es ist ein altmodisches Dorfkaffeehaus, vor dem jeden Tag um zwei Uhr der nach Mailand fahrende Postautobus hält.

Die auf dem Schild abgebildete Spielkarte ist wie ein Symbol, eine Anspielung. Herzdrei: Frau Amalia, Herr Benigno und Carlotta. Carlotta ist die Köchin. Sechzig Jahre, ein mit Pergamenthaut überzogenes Knochengesicht, schiefe Augen. Eine alte Jungfer. Ihre einzige Leidenschaft war und ist die, den Kaffee künftgerecht zu kochen. Die Küche ist ihr Reich. Alte Kaffeeöpfe, riesengroße Schalen, altmodische Löffeln. Der Kaffee kocht auf dem Kohlenbeud. Carlotta taucht den Böffel in den hochfliegenden Schaum, nimmt den Topf in abgemessenen Hirscheneäumen vom Feuer. Sie zittert. Man könnte glauben, daß sie einem magischen Ritus obliegt. Sie sieht aus wie eine Herr, die ein furchtbares Oßt beaunt... Herr Benigno, der Eigentümer des Kaffeehauses, spielt Backstöße. Er ist ein grünliches, immer schlecht gelauntes und angeflußiges Männchen. Wenn ihn aber ein Oßt bittet, etwas zu spielen, so verändert er sich jäh, wird ein Engel. Er umarmt sein Instrument mit Hingebung. Er hat eine besondere Vorliebe für Trauermärzche. Auf gewisse tiefe Töne, die aus dem Keller der Müßit heraufzusteigen scheinen, ist er geradezu stolz... Amalia, seine Gattin, ist eine hübsche, Blonde fünfunddreißigjährige Frau, empfindsam und rundlich. Sie sitzt hinter der Theke und hält die Kassia. Sie hat eine Menge Ringe an den Fingern und lange Ohrschänge. Trägt etwas altmodische Kleider, die zu ihrer Gestalt passen. Sie seufzt. Blickt zur Decke, zerknert, träumerisch. Wenn aber der Leberer, ein brünetter junger Mann, das Kaffeehaus betritt, hat Amalia nur mehr Augen für ihn. Jeden Donnerstag fährt der Leberer nach Mailand. Und jeden Mittwochabend bekommt Frau Amalia furchtbare Zahnschmerzen. Wenn sie sich dann am Nachmittag des nächsten Tages nach Mailand beßigt, zum Zahnarzt, trifft sie sich im Autobus mit dem Leberer...

Der köstliche Friede wird eines Frühlings gestört. Im Dorf verbreitet sich die Kunde, daß Anfang Mai gerade gegenüber dem Café Herzdrei ein anderes Kaffeehaus eröffnet wird. Und eines Tages wird gegenüber Benignos altem Schild ein neues, dreieckiges aufgehängt, das mit blauen Buchstaben auf rotem Untergrund die Inschrift „Bar des 20. Jahrhunderts“ hinausposaunt. Das neue Kaffeehaus eröffnet seine Pforten. Darin waltet ein älterer Mann und eine junge, brünette, lebhafte, hyperechlanke und hypermoderne Frau. Etli zwanzigstes Jahrhundert.

Herr Benigno urteilt mit Kennerniene: „Zweifelshafte Leute. Wer sind sie? Woher kommen sie? Sie werden verhungern. Einen solchen Kaffee, wie unsere Carlotta ihn beaunt, werden Sie niemals zustande bringen!“ Frau Amalia bemerkt ruhig und würdevoll: „Ich bin überzeugt, daß die beiden nicht einmal Mann und Frau sind. Er hat sie sicherlich in Mailand engagiert, um die Wägel ins Haus zu loden...“ Carlotta steht in der Tür und lauscht auf das Bischen der Erpreßmaschine. Sie weiß nicht, ob sie lachen oder sich ärgern soll.

Die ersten, gediegenen Gäste bleiben Benigno treu. Aber die Jugend erklärt sich einfümmig zugunsten des „20. Jahrhunderts“. Anfang Juni, Gewitter, Hagel, Blisse, die Luft ist mit Elektrizität geladen. Amalia kehrt aus Mailand mit langen Gesicht und roten Augen heim. Der Leberer kommt noch immer nach dem Mittag und Abendessen, um Carlottas berühmten Kaffee zu trinken, aber hin und wieder acht er doch in die gegenüberliegende Bar, um einen Erpreßkaffee zu nippen. Und Frau Amalia begriff, daß alles der Mode unterliegt, daß die Zeiten der Kreuzer und des Honigs vorbei sind, daß die jungen Leute heutzutage den Pfeffer dem Zucker vorziehen, kurz und gut, daß man mit der neuen Zeit Scheitern halten muß, wenn man nicht auf den Müßhaufen geworfen werden will. Eines Abends sagt sie zu ihrem Mann:

„Lieber Benigno, wenn wir unser Lokal nicht rasch insand sehen, werden wir allmählich alle unsere Gäste verlieren. Man muß mit der



Studie

Ernst Liebermann

Zeit gehen. Vor allen sollten wir den Namen unseres Kaffeehauses ändern. Herzdrei, das zieht nicht mehr. Dann müssen wir eine Erpreßmaschine, eine Registrierkasse und einen Lautsprecher anschaffen. Zwischen unserem Kaffeehaus und der dreidimensionalen Bar drüben besteht derselbe Unterschied wie zwischen mir und jenen unverschämten Müdel... Ich bin doch hübscher, nicht wahr? Aber wenn die heutigen Männer zwischen einer Frau wählen sollen, wie ich eine bin, und dre dort... Du verstehst doch?"

Die Kaffeemaschine, der Lautsprecher und die Registrierkasse werden auf Absatzung gekauft. Wände und Decken der beiden Räume werden mit blauen Tapeten bekleidet, Lehte, Lische und Stühle werden blau gestrichen. Auf dem Schild strahlen in großen Buchstaben die Worte „Café Herzdrei“. An der Registrierkasse sitzt eine erneuerte, modernisierte Frau Amalia: geschminkte Lippen und Augen, schmaltierte Brauen, platinblondes Haar. Keine Ringe, keine Armreifen mehr, son-



Bauernhof

Walter Dolch-Amberg

den nur eine Nadel mit einem blutroten Rubin, die heute hier, moegen dort angefleckt wird und einem gewissen Jemand sagen soll: „Ich bin launisch! Wenn du nicht endlich einmal aufhörst, mit dem Mädel drüben zu scherzen, bin auch ich instande, meinen Geschmack zu ändern!“ Der hübsche Lehrer versteht die Sprache der Nadel und kehrt raumtütig zurück. Es ist Juli. Die Felder glühen. Die Luft ist siedendheiß. Die Pötte entbrennt von neuem hefter denn je. Frau Amalia hat sich ein silbernes, herausforderndes Lachen angewöhnt, das alle fünf Minuten zwischen dem Hischen der Kaffeemaschine und dem Klängeln der Registrierkasse ertönt. Den Ellenbogen auf die Tische gestützt, plaudert der Lehrer leise mit Frau Amalia.

„Viktoria! Das „Café Foerschbräu“ schlägt die „Bar des 20. Jahrhunderts“. Frau Amalia triumphiert. Nur Herr Benigno wird noch grüner, noch verbitterter. Er hat seine geliebte Vahagöge in eine Ecke verbannen müssen. Der Vaußprecher hat von dem Koffeehaus Besitz ergriffen. Der arme Benigno, der Freunde beraubt, seine Trauermärzche zum besten geben zu können, sieht wie ein untröstlicher Winter aus, der sich anschiebt, seiner Liebe in das Grab zu folgen... Und Carlotta? Für sie war die Modernisierung des Koffeehauses eine Katastrophe, ein Erdbeben. Nach einem Monat ist sie sich noch nicht recht bewußt, was geschehen ist. Man hat ihr eine weiße Schärze vorgewunden und ihr beigebracht, wie die Kaffeemaschine zu bedienen ist. Sie arbeitet wie ein Automat. Sie füllt das Sieb mit gemahlenerm Kaffee, füllt die Metallhaube drauf, stellt die Lasse unter, dreht am Hebel. Aber ihre

schiefen Augen starren in die Ferne, wo sie ein verlorenes Paradies sieht, in dem es nur Koffeetöpfe gibt, die auf Kohlenborden brodeln. Die steigt der Schaum hoch, es ist der richtige Augenblick, um den Wöfel einzutauchen und den Koffeetopf vom Feuer zu nehmen...

„Hallo, Carlotta!“ ruft ein Oaji. „Träumen Sie? Die Lasse ist schon voll! Drehen Sie doch den Hahn ab!“

Carlotta zuckt zusammen, kehrt in die Wirklichkeit zurück. Sie schiebt die Espresso-Maschine vor sich. Und hat das Empfinden, eine andere geworden zu sein. Zwischen ihr und ihrer neuen Umgebung ist ein Schleier der Bewunderung gespannt. Ein Schleier, der von Tag zu Tag dünner, durchsichtiger wird. Und eines Morgens erwacht Carlotta mit dem festen Entschluß, die einzige Leidenschaft ihres Lebens mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu verteidigen. Frau Amalia, die um neun Uhr noch im Schlafrock vor dem Toilettenpiegel sitzt und sich die Lippen nachzieht, sieht mit einem Male die alte Carlotta eintreten, die Lür hinter sich zurück und mit drohend geballten Fäusten auf sich zukommen.

„Unwürdige Frau, ich halte es nicht mehr aus! Ich will den Koffee wieder im Topf bereiten, nicht auf der Maschine! Haben Sie verstanden? Ich will meine Heude und Leppe wieder zurück. Ich räume Ihnen eine Frist von acht Tagen ein. Und wenn Sie sich nicht entschließen sollten, werde ich mit Herrn Benigno sprechen. Wenn er die Geschäfte mit dem Lehrer, dem Jahnarzt, dem Schneidner und den Zigaretten im Autobus erfährt, über die das ganze Dorf auf seine Kosten

lacht, so gibt es Lot! Und ich werde nicht schweigen. Ich gebe Ihnen acht Tage Zeit. Dann verrate ich alles! Alles!"

Frau Amalia lacht hellauf: „Was fällt Ihnen ein, Carlotta? Der Lehrer? Was für ein Lehrer? Ich muß lachen! Fahren im Autobus? Der Zahnarzt? Die Schneiderin? Ein Käse! Ich verstehe nicht, was Sie meinen.“

Geschäft schließt sie sich die Lippen, läßt den Schlafrock über die Stuhllehne fallen, pudert sich Hals und Schultern, beroundert sich im Spiegel und lacht wieder auf.

„Nachen Sie nur“, zischt Carlotta, die schon die Hand auf der Klinke hat, „was ich gesagt hab“, hab' ich gesagt. Ich gedulde mich noch acht Tage. Dann verrate ich Herrn Benigno alles. Dann werden Sie das Käse! von der Schneiderin, dem Zahnarzt und dem Lehrer schon auflösen!“

Ende August. Im ganzen Dorf spricht man nur von der Bar des 20. Jahrhunderts, deren Tür geschlossen bleibt. Auch die Fenster der beiden Zimmer im ersten Stock, in denen der Eigentümer der Bar mit seiner lustigen Frau wohnt, sind geschlossen. Jemand hat an die Tür geklopft, aber vergebens. Da erscheint eines Morgens ein Gerüstevollzieher, der im Café Fortschritt Erkundigungen einholt. Endlich einmal hat Herr Benigno Grund, fröhlich zu sein:

„Hatte ich nicht recht, daß es zwei Betrüger waren? Durchgebraumt sind sie! Nichts war bezahlt. Weder die Expressmaschine, noch die Möbel, weder der Kaffee, noch die Schneepfe! Alles gegen Wechsel gekauft! Und in Nacht und Nebel sind sie durchgegangen! So gar die Namen, die sie hier anagehen haben, waren falsch!“

Einzelne kehren die untreuen Gäste in Benignos Kaffeehaus zurück. Er ist zu allen herzlich. Nur Frau Amalia schweigt, in einem qualvollen Gedanken verfunken. Seit Tagen hat sie kein Auge geschlossen.

Endlich rafft sie sich eines Abends zu einem heldenhaften Entschluß auf. „Was meinst du, Benigno“, jagt sie zu ihrem Mann, „wäre es

nicht besser, wenn wir jetzt, da wir ohnehin keine Konkurrenz mehr haben, die drückende Last der durch achtzehn Monate zu entrichtenden Teilzahlungen loswänden? Man stellt die Expressmaschine, die Registrierkasse und den Lautsprecher einfach zurück. Wir verlieren die Anzahlung und die erste Rate, haben aber keinen Pfennig mehr zu zahlen. Die Musik kommt ja da bestreiten. Und willst du vielleicht Carlottas Kaffee mit diesem malschnell bereiteten Geöff verglichen? Wenn wir unseren Gästen weiterhin eine solche Schweinerei bieten, wird noch jemand ein altnordisches Kaffeehaus eröffnen, und niemand wird mehr zu uns kommen!“

Expressmaschine, Registrierkasse und Lautsprecher verschwinden. Und allmählich nimmt Frau Amalias Haar wieder eine natürlich blonde Farbe an, das Rot ihrer Lippen wird immer blässer, ihre Brauen düchter. Eine Flamme, die erlischt, ein Gewitter, das sich legt. Oktober. Herbst Rückkehr zu den lieben alten Gewohnheiten. Frau Amalia trägt nicht mehr die Nadel mit dem blutroten Rubin, lacht nicht mehr so herausfordernd. Sie hat drei Ringe an den Fingern. Heute morgen ist sie in einem olivgrünen Wollkleid erschienen, das ein wenig altnordisch anmutet. Sie verfährt sich mit den Anwesenden und Obergehenden. Ein Blick auf den Lehrer, der Carlottas unmittefreiflichen Kaffee trinkt.

Donnerstag. Zwei Uhr nachmittags. In der Küche steht Carlotta, den Löffel in der Hand, über den Kaffeetopf gebeugt, der gerade zu bedeln beginnt. Herr Benigno hat seine Bassigae hervorgeholt und spielt aus voller Seele seinen Lieblingsrauermarsch. Frau Amalia hat sich mit jugendlicher Behendigkeit auf den Autobus geschwungen, der vor dem Kaffeehaus stehengeblieben ist. Der Motor rattert, die Bassigae brummt, der große Kaffeetopf bedelt. Einen Augenblick lang verschmülgen die drei Löhne zu einem einzigen tiefen Klamm. Es sind drei Bedenksamen, drei Leben, drei Herzen, die einstimmig darüber frohlocken, daß jedes sein Ziel erreicht und bewahrt hat: eine Bassigae, einen Kaffeetopf, einen Lehrer.

(Berechtigter Übersetzung von Carl Georg Asperger.)



Alte Glashütte

Anton Leidl



Katzenfreundin

Schäfer-Ast

MINIATUREN

Womit?

Ein Herr trifft mitten auf der Brücke auf zwei kleinere Jungen, von denen einer, jämmerlich heulend, in das Wasser blickt, während der andere lebhaft auf ihn einredet. Da muß irgend etwas geschehen sein, deswegen fragt der Herr den Weinenden: „Was ist denn hier los?“ Und der Kleine schüchelt: „Diana hat meine Bemme ins Wasser geschmissen!“ „Cool!“ lacht der Herr und fragt ernst weiter: „Mit Absicht?“ „Ne“, heult der Kleine, „mit Käse.“ *K.B.W.*

Nicht immer!

Ein neuer Schüler kommt in die Klasse. Der Lehrer, ihn streng von oben bis unten mustend, fragt nach seinem Namen. Er bringt ihn endlich stotternd heraus. „Du forterst wohl?“ fragt der Lehrer weiter. „J... j... je... ja!“ antwortet der Schüler. „Gottest du immer?“ fragt der Lehrer, den der Fall zu interessieren beginnt. „N... n... ne... ne... ne!“ „Cool!“ meint der Lehrer nachdenklich dazwischen, während der Junge fortfährt: „W... bl... bloß, w... w... w... wenn ich... ee... reden tu!“ *K.B.W.*

Wir zwei könnten...!

Eine heftige Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau. E still und stumm hat sich das kleine fünfjährige Mädchen in eine Ecke der Stube zurückgezogen. Die Mutter behält die Oberhand mit dem Worte. Nachdem Vater seinen Trampf ausgespielt hat: „Ich könnte wirklich ein ruhiges Leben führen, wenn ich dich nicht kennengelernt hätte!“ kam er sich vor dem niedergebenden Unwetter nur ganz still in eine Sofaecke drücken und muß alles über sich ergehen lassen. Es dauert lange, ehe die Frau zu Ende ist und mit einem mächtigen Zuplauer der Tür das Zimmer verläßt. Große Stille in der Stube. Vater sitzt nachdenklich in seiner Ecke, auch der Kleine waagt kaum zu atmen. Endlich aber rappelt sich der Gehirnsäge doch hoch, schließt leise zum Vater und legt vertraulich die Hand auf sein Knie. Da schaut ihn Vater etwas ungewollt im Gesicht, daß der Kleine reinerzig beginnt: „Nicht wahr, Vater, wenn wir Mutter nicht kennengelernt hätten, könnten wir ein ruhiges Leben führen.“ *K.B.W.*

Dank den alten Jungfern

Ein berühmter englischer Schriftsteller stellte einmal die überraschende Behauptung auf, England verdante seinen gesunden Menschenschatz den alten Jungfern. — Auf die Frage nach den Gründen zu dieser ungläublichen Theorie, antwortete er: „Die Kraft zieht der Engländer aus seinen vortrefflichen Dohsenfleisch. Der Dohse gedient am besten, wenn er roten Klee frisst. Der rote Klee braucht, wie Sie wissen, zur Bestäubung Insekten, besonders Hummeln. Der größte Feind der Hummel aber ist die Feldmaus. Wer aber frisst die Feldmaus? Die Katze. Der größte Freund der Katzen ist indes die alte Jungfer. Also verdanken wir unsere Kraft den alten Jungfern. Quod erat demonstrandum!“

Der Choral

Wie fast alles in der ehemaligen Kaiserlichen Marine vorbildlich war so hatte man auch für die Erziehung der Besatzungen bestes gesorgt. Jedes der aus acht Schiffen bestehenden Geschwader hatte einen Priester, der abwechselnd Sonntags auf den einzelnen Schiffen Gottesdienst abhielt. Die Begleitung des Gesanges besorgten auf den Admirals- oder Flaggschiffen die staatlichen Geschwaderkapellen, während sich die übrigen Schiffe mit Bordmitteln aus dem eigenen Personal Musikkapellen bedienten, die dann auch jeweils vor dem Gottesdienst den vorgezeichneten Choral einüben mußten.

Diese „Amateurekapellen“ waren auf den einzelnen Schiffen einem Leutnant unterstellt, der für ihre Weiterbildung zu sorgen hatte und neben seinen sonstigen Ehrenämtern die Bezeichnung „Musikoffizier“ führte, meist, weil er von Musik möglichst wenig verstand.

Eines schönen Sonntags im Sommer lag das rote Geschwader im Kieler Hafen. Es war wunderschönes Wetter und Mittagszeit, Offiziere und Mannschaften beim Essen. Wachhabender Offizier an Deck war zufällig der „Musikoffizier“, der — da abseht nichts los war, beflaght in der Sonne döste. Möglichst still ihm ein: „Herzch! Wir haben ja wegen Gottesdienst und die Kapelle hat den Choral noch nicht geübt. Der Priester hat überhaupt noch nicht mitgeteilt, was er singen lassen will!“

Der Priester wachte auf dem Flaggschiff und der Signalwecker im Hafen wurde mit Winkflaggen erledigt.

Der wachhabende Leutnant ruft also einen Signalmaatens und befehlt: „Machen Sie einen Winkspruch an's Flaggschiff!“

„Wachhabender Offizier an Geschwaderpriester: Welchen Choral beabsichtigen Sie morgen bei uns singen zu lassen?“

Der Winkspruch wird gemacht. Gleich darauf ist es ½ Uhr und damit Ablösung des Offiziers und des Signalpersonals. Der bisherige wachhabende Offizier freut sich auf die Futtertuppe, macht die Wachübergabe an seinen Nachfolger möglichst schnell und summarisch und vergißt dabei zu überlegen, daß eine Antwort des Geschwaderpriesters zu erwarten ist. Dergleichen das Signalpersonal.

Der neue wachhabende Leutnant, der mit der Musik und dem megenigen Gottesdienst nicht das Geringste zu tun hat, döst ebenfalls in der Sonne und denkt, na, was eben so ein junger Leutnant auf Wache denkt: Nichts.

Da kommt ein Signalmaat des neuen Signalpersonals und es entspinnt sich folgende Dialog:

Signalmaat: „Winkspruch vom Flaggschiff: Geschwaderpriester an wachhabenden Offizier: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte!“

Leutnant: „??? — „Was ist das? — Nochmal!“

Signalmaat: „Winkspruch vom Flaggschiff: Geschwaderpriester an wachhabenden Offizier: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte.“

Leutnant (kopfschüttelnd): „Komischer Mann! — Machen Sie zurück!“

„Wachhabender Offizier an Geschwaderpriester: „Das kann ich Ihnen momentan nicht sagen. Außerdem müssen Sie als Priester das viel besser beurteilen können!“ *K.*

FOTO-SEITE

„Sie“ geht mit

Wochenend und Sonnenschein und — selbstverständlich! — „sie“. Denn wenn „sie“ nicht dabei wäre, würde der großzügige Sonnabend-Sonntag-Ausflug bzw. der beschiedene Sonntag-Nachmittag-Spaziergang nur eine halbe Sache sein. „Sie“ gehört eben mit dazu. Verschönert das Leben und hält Erinnerungen fest. „Sie“; Ihre Maifestät, die Kamera!

Und so werden über's Wochenende zahllose solcher schwarzen Kästen durch Parks und Anlagen getragen oder geschleppt, unternehmen Eisenbahnfahrten — ins Blaue und ins Grüne, Hoffnungen und Ideale reisen mit. Oft sehr große sogar.

Und was wird geknipst? Nach Temperament und Interessen ganz verschieden. Man könnte eine richtige Psychologie des fotografischen Motivs aufstellen, Überspringen wir das heute und gehen wir weiter. Zum Motiv selbst. Denn wir wollen ja etwas lernen.

Doch eines sei gesagt: Allzu große Spezialisierung führt zum Erblinden. Eine Gefahr, die überall besteht. Die gewaltige Fülle der Möglichkeiten bleibt ungenutzt und das Fotoalbum wird langweilig. Weil jede Abwechslung fehlt. Und einer der wichtigsten Inhalte des Fotografierens bliebe verdeckt: wir würden uns festlegen, würden versteuern. Versteuern gegenüber dem Reichtum der Welt.

Drum fotografieren Sie alles das, was Sie sehen. Treffen Sie eine ästhetische Auswahl, nicht aber eine inhaltliche allein. Denken Sie nicht, dieses und jenes sei zu schwierig. Nur Mut! Dann haben Sie auch Erfolg.

Wie reich ist im Grunde das Wochenende? Ohne daß Sie in einer schrittigen Limousine weite Fahrten unternehmen müßten. Sie brauchen ja gar nicht in die angeblich „schönere“ Fremde zu reisen. Bleiben Sie auch nur ein wenig der Heimat treu. Mit offenen Augen und wirklicher Liebe. Dann werden Sie auch dort mit Ihrer Kamera Freude finden.

Ganz gleich, wohin Sie also fahren oder laufen, eines der wichtigsten Motive hießen wir selbst: Der Mensch. Gehen Sie mit Freunden und Bekannten, so wird man Sie sogar darum bitten und vielleicht zu einer der üblichen Gruppenaufnahmen — verführen. Denn sonst entstehen solche Bilder, wo man sich irgendwie und — wo aufbaut und mit feiner dosiertem Lächeln auf das Lächeln des Verschlusses wartet. Und man merkt es den Bildern an, wie sehr sie gestellt und gekünstelt sind, ihnen etwas fehlt. Nämlich: Die Wirklichkeit. Denn das dort auf den Bildern sind ja keine Menschen, sondern leblose Massen. Erstarrt und erkaltet. Solche Fotos entstehen, wenn Sie Ihr Prälent Braut vor eine Birke aufstellen und ihr klarmachen, daß für ihren Typ das Lächeln der Greta Garbo (Jawohl; Ihr letzter Film hat bewiesen, daß sie lächeln kann) gerade richtig sei. Oder wenn Sie Onkel Hans und Tante Berta in traumhafter Versunkenheit am Ententeich im Park fotografieren. Glauben Sie, daß Ihre Modelle so in Wirklich-

keit sind? Doch sicher nicht. Aber weshalb knippen Sie dann so?

Wir wollen bedenken: Heute ist das Aufnahmepaterial derart hochempfindlich, daß selbst bei schlechten Lichtverhältnissen kürzeste Belichtungszeiten möglich sind. Mittlere Lichtstärken reichen sogar aus, um Schnappschüsse aus der Bewegung zu machen. Wir benötigen kein Stativ mehr, sondern fotografieren aus freier Hand. So ist es möglich, dem Motiv zu folgen und stets aufnahmefähig zu sein. Auf Filter können wir ganz verzichten. Denn wenn wir mit orthopanchromatischen Emulsionen arbeiten, haben wir nahezu völlig tonwerttrichtige Wiedergabe. So fällt jede nachträgliche Verringerung der Allgemeinempfindlichkeit fort. Verschluss auf $\frac{1}{100}$ oder $\frac{1}{200}$ Sekunde, Blende auf 5,6 oder 8, das ist für Aufnahmen im Sonnenlicht der Normalfall. Darauf können wir uns für gewöhnlich verlassen.

Die Kamera gehört nicht in die Tasche. Denn so wird sie im rechten Augenblick zur Hand sein. Stets aufnahmefähig sollen wir sie mit uns tragen. Bei der Spiegelreflex ist das besonders einfach. Da klappen wir nur den Lichtschutz auf und haben stets das leuchtend helle Mattscheibenbild vor uns. Doch auch mit der Klappkamera läßt es sich erfolgreich arbeiten, wenn wir sie geöffnet und auf ca. 6–8 Meter eingestellt mit uns führen. Hängen wir uns die Kamera um, so haben wir beide Hände frei.

Die Landschaftsfotografie soll neue Wege gehen. Warum immer wieder die Ansicht, wie wir sie bei jedem Papierhändler für fünf Pfennig als Postkarte kaufen können?

Wir müssen das Stimmungsmäßige, das Charakteristische in unsere Fotos tragen. Die Landschaft ist kein starres Gerüst, sondern hat reiches Leben. Man muß es nur sehen und fühlen. Auch im Schwarz-Weiß-Bild kommen diese Elemente zum Ausdruck, wenn wir sie durch die Formsprache der Natur offenbar werden lassen. Das will besagen, daß wir nicht durch weite Panorama-Aufnahmen die stimmungsmäßige Inhalte sehen können, sondern daß wir einzelne Werte darstellen. Als Großaufnahme!

Ein einziger Baum, ein einziges Stück Wald sind oft schon Motiv genug — um ein Beispiel zu nennen.

Voraussetzung für solche Aufnahmen ist tonwerttrichtige Wiedergabe. Helles Gelbgrüner und orthopanchromatische Emulsion geben Gewähr für richtige Übertragung der Farben in Grautöne. Reichliche Belichtung wird wichtig, um den vollen Reichtum der Tonwerte zu erfassen. Denn gerade die feinen Tonunterschiede sind die Träger der Stimmung, auf die es also besonders ankommt.

Weiter sei empfohlen: Auch auf Kleinigkeiten achten. Dinge, die viele nicht sehen, weil sie uns täglich begegnen, selbstverständlich geworden sind. Wir gehen vorüber, ohne besonders darauf zu achten.

Hier läßt sich noch manches entdecken oder besser: bewußt machen. Ohne daß wir gleich an großangelegte Aufnahmen zu denken brauchen. Sondern mehr als fotografische Skizze, als Spiel mit Lichtwerten, Formen und Linien. Dafür als Beispiel:

Selbstverständlichkeiten, die wir überall antreffen, sind z. B. Zäume und Gitter. Fotografisch interessant werden sie, wenn die Sonne scheint und prächtige Schatten auf das Straßenpflaster wirft: Ornamente aus Licht und Schatten. Oder wenn wir hinabwandern vor die Tore der Stadt, dann mag ein Weg, sich als Linie durch Felder und Wiesen dahinziehend, als vollwertiges Studienobjekt gelten. Indem wir den Weg ins Bild hinein führen lassen und am Horizonte etwa die Stadt zeigen, ergibt sich ein geschlossenes Ganzes. Hier dient der Weg als Weiser, der unser Auge zu einem Ziele leitet. Ganz so, wie es der Wirklichkeit entspricht. Oder denken Sie an ein paar Feldblumen, die draußen am Weg stehen. Oft schlechthin als Unkraut bezeichnet, können sie doch in ihrer Form wertvoll und schön sein. Hier ist die Grenze der Nützlichkeitsprinzipien, wo allein das Ästhetische Wertmesser wird. Wir müssen heraus aus materieller Vereinigenommenheit und die Dinge an sich sehen. Ohne Vorurteil.

Wir nehmen heute unsere Kamera nicht allein mit, um Erinnerungen zu schaffen oder „aus Mode“. Die Kamera führt uns zu neuem Schauen. Und all das Gestalten und Schaffen, das notwendig damit verbunden ist, bringt einen wertvollen Ausgleich zum Alltag. Wir verwirklichen eigene Ideen und sehen den Erfolg unserer Taten. Es entsteht etwas, und das schon allein schafft Freude.



Licht und Schatten

Gerhard Isert

Der verkaufte Ausweis

Der Gesundheitsfehler einer Dufstoft verbesserte in dem Arbeitsbuch eines Mädchens, das bei einem Kandidat diente, den umlächeln bemerkte: „Dient als Legitimation“ dahin, daß er wörtlich daruntersetzte: „Dient nicht als Legitimation, dient als Stallmadd“.

Schwierigkeit

Auf einen Amerikadampfer wendet sich eine Dame der ersten Kajüte an den Kapitän: „Ich möchte gern eine Frage an Sie richten, Herr Kapitän... Wie finden Sie nur den Weg hier durch den unleseren Ozean?“

„Ich richte mich einfach nach dem Kompaß. Die Nadel zeigt stets nach Norden.“

„Ja... aber wenn Sie nach Süden wollen?“

Harmonische Ehe

„Was gedenken gnädige Frau diesen Ehemann anzufangen?“

„Ich mache eine Reise um die Welt.“

„Und Ihr Herr Gemahl?“

„Der auch... aber nach der andern Seite!“

Der Freitag

„Würden Sie am Freitag eine Reise antreten?“

„Unter keinen Umständen!“

„Wie kann man nur so abergläubisch sein?“

„Abergläubisch?... Nicht im geringsten, ich frage mein Gehalt immer erst am Sonnabend!“

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Bretzeldichter, der geistreiche und temperamentsvolle Konfessionär des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wackeligen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Man muß sich zu helfen wissen

Der Drucker fängt anfangs in das Zimmer des Redakteurs und schreibt: „Johnsen, der Raubmörder ist eben telegraphisch begnadigt worden. Und wir haben die ausführliche Darstellung, wie er geknigt wurde, mit Illustrationen im heutigen Blatt, das schon im Druck ist!“

„Verzagen Sie sich nur“, antwortete der Redakteur kaltblütig, „wir sehen einfach in Fettdruck darüber: „Johnsen begnadigt. Ausführlicher Bericht über das, was ihm bevorstand!“

Wie immer

„War der Herr Professor auch bei der Hochzeit seiner Tochter vergesslich und unfreut?“

„Nicht denn ich dem nur so konnte es ihm passieren, daß er bei der Tafel seinem Schwögensohn in längerer Rede beachtlich dafür dankte, daß er sich zu dem Feile aus seinem entfernt gelegenen Wohnort herbeigewandt habe.“

Die Sachverständigen

Fremde: „Warum müssen denn bei dem großen Weinfilialprozess die Sachverständigen von auswärtig kommen... hier an Orte gibt es doch gewiß auch gutunterrichtete und zuverlässige Weinkenner?“

Einheimischer: „Gewiß, da haben wir eine ganze Menge... die sind aber alle mitanfangs floht!“

Der Lindenbaum

Das Liebespaar steht abends im Garten unter der blühenden Linde. Da wird sie sentimental und seufzt: „Ach, Liebster, wenn ich sterbe, mußt du mich auch unter einen Lindenbaum begraben, ja?“

„Aber natürlich, Liebling, mit dem größten Vergnügen!“ verabschiedete er zärtlich.

Schreckliche Krankheit

„Denken Sie sich, Neß, mein Mann hat heute die Profura bekommen!“

„Schrecklich, über den gnädigen Herrn kommt doch alles!“

Die „Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

Im vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bildwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 Stk. für 90 Pfg. die ganze Serie v. 165 Stk. für M. 6.40 inkl. Porto, G. HIRTH VERLAG AG., München 2 NO — Herrstraße 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG. KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
FERNRUF. P. J. JANNOWITZ SAMMEL-NR. 918

LAFONTAINES

Ergänzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglichem ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrstraße 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrstraße 10

Wer kauft schafft Arbeit!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Was das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderrahm-Ersatz an den Vierfarb-Kunstbildern der „Jugend“, die zu den einzigartig billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg. je nach Größe, zusätzlich Portospenden durch den Kaufhandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zusätzlich Portospende) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstraße 10

Lest den

Sportfischer

die vorzüglichem ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischerappart-Verlag
Dr. Hans Schneider
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben

ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesunden Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Die Ehe

Konstanze Fieber, eine berühmte Naive eines Theaters in Amerika, verfasste folgende Vermählungsansprache: „Allen Freunden und Bekannten die Mitteilung, daß ich demnächst in einer neuen von mir noch nie probierten Rolle auftreten werde. Das Stück heißt Die Ehe, mein Partner darin ist Herr Wilkens. Von ihm hängt es ab, ob das Stück ein Lustspiel oder ein Trauerspiel wird. Eine Postkarte wird es aber gewiß nicht, denn erstens ist es uns beiden furchtbar ernst und zweitens gibt es in der Ehe überhaupt nichts zu lachen!“

Rudoy



„Finden Sie nicht, daß meine neuen Weine eine herrliche Blume haben?“
„Doch — eine Wasserblume.“

Lied der Tonnenmänner

Wir kommen zweimal die Woche
und leeren die Tonnen aus.
Wir bringen die kostbare Ladung
als Dünger ins Land hinaus.

Wir duften nicht fein und sind dreckig,
davon ist wohl niemand entzückt,
doch ohne uns wären schon viele
in eigenen Unrat erstickt.

Wir sehen mit eigenen Augen,
daß ewig ein Wunder geschieht,
daß alles, was auch gestorben,
von neuem grünet und blüht.

Wir sind die Kreislaufbeamten —
ein Sinnbild der großen Welt:
Damit nichts verloren gehe,
sind wir von der Stall bestellt.



VERSICHERUNGEN

ALLER ART

Landes-Verwaltungsstelle Bayern
MÜNCHEN / KAULBACHSTRASSE 89 / FERNSPRECHER 32899/31174

Altpreussische Anekdote

Ein preussischer Offizier, Hagen von alten Schlag, der noch unter Friedrich dem Großen gedient und sich dann in den Freiheitskriegen ausgezeichnet hatte, wurde von Friedrich Wilhelm III. zum Kommandanten einer kleinen Garnison in der Ulstermark ernannt. Hier führte das brave Kauböben ein gerechtes, aber strenges Regiment.

Vor allen mußte die Truppe fleißig beten, die Garnisonkirche besuchen und das Abendmahl einnehmen. Daß sich unter den Soldaten auch einige Katholiken befanden, socht der Schnauzbart nicht weiter an; der Pöfss von wegen Gehirnenzwang in den Bestimmungen der Heeresleitung war ihm unbekannt.

Wie nun kam doch eines Tages der katholische Fürstbischof hinter die Ecke, und von da an gab es keine Ruhe mehr. Ein Kaplan besuchte die kleine Garnison und machte der Frau des Kommandanten, die selber Katholikin war, den Standpunkt klar. Sie wandte sich an den nächsten in der Reihe, ihren Mann, und machte ihn die Hölle heiß. Der alte Bärbeißer schämte, und es mußte so oder so zu einer Explosion kommen.

Eines Sonntags, das Regiment — Protestanten und Katholiken — stand schon wieder abmarschbereit auf dem Kasernenhof und in der Ferne stieh der Herr Kaplan umher, um seiner Sache durch persönliche Gegenwart einen gewissen Rückhalt zu verliehen, da schreift spornklickend der Schnauzbart aus der Kaserne, stellte sich breitbeinig vor seinen Regiment auf und brüllte: „Janzes Regiment in Jarmontische! Welcher von die breeden Jötter is mich janz ermal vor meinen Käsmal! Abmarschieren!“

Schwachen Männern
Ist es möglich
zu überleben,
wenn man
keine
Begeisterung
hat?
Nein!
Aber
wenn man
hat!

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unverfälschten Lichtbild Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner feinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt hochbetagte Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 5.—

Nicht was Hoff und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Lagerzügen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung
einer verlebendeten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Seans Seis Sumoe in Dersfen

Ein Vortragebuch für große Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchselosen Kleinereien werden vor
allem in Vereinstreffen besonders Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Berrnstraße 10

Redaktionelle Notiz:

In unserer Sondernummer „RADSPORT“
ist uns auf Seite 579 das Mißgeschick unter-
laufen, den Namen unseres langjährigen und
hochgeschätzten Mitarbeiters Prof. Julius Diez
mit tz zu schreiben, anstatt mit einem einfachen z.
Die Redaktion der „Jugend“.

Ein schwerer Junge

Nüßlein



N 119935

BÜCHER

Otto Flake: „Anselm und Verena“. S. Fischer-Verlag, Berlin.

In diesem Roman, der in den Jahren 1802—04 spielt, setzt der Autor seine mit „Die junge Monthaler“ begonnene „Badische Chronik“ fort, ohne daß die Handlung als solche eine Kenntnis des vorangegangenen Romanwerkes zur Voraussetzung macht. Die weiche traumhafte Welt der Romantik, wie wir sie aus den Werken des Brentano, der Bettina und Ganderode kennen und lieben gelernt haben, tritt uns hier — von Flake mit köstlicher Einfühlungsgabe dargestellt — aus den persönlichen Beziehungen zweier liebenswerten Menschen entgegen und bietet den ganzen Reiz einer Epoche, die von der markanten Silhouette des großen Korsen überschattet wird; hierdurch erhält sie innere Haltung des schönen Buchs eine starke nationale Betonung — in des Wortes bestem Sinn. In dieser Hinsicht ist das Buch keine wermüthige Reminiszenz, sondern ein Dokument zur deutschen Geistesgeschichte und als solches gerade der heutigen Jugend zu empfehlen. Was eine Überfülle von allzu dogmatischen und dogmatisierenden Produkten unserer Gegenwartsliteratur nicht vermag, ist hier in dichterischer Form, voll Güte und Einsicht auf das Beste gelöst und gesagt. *HUR.*

Arnold Ulitz: „Stationen der Liebe.“ Wolfgang Krüger Verlag, Berlin.

Der Dichter erzählt in leicht dahinfließender, herzlicher Sprache von den Leiden eines Mannes, der sich auf die Suche nach einer Lebensgefährtin begeben hat und der sich dabei niemals durch äußerliche Einflüsse läßt, sondern einzig und allein auf seine innere Stimme hört. Immer wieder glaubt, liebt und hofft er auf Neue ... und immer wieder entzieht ihm das Schicksal voller Hohn sein Ideal, um ihm dann endlich, als er schon auf dem Wege ist, ein resignierter Sonderling zu werden, die Frau zuzuführen, die ihm von allen die liebste war. Der Dichter leuchtet tief hinein in die Seele eines schwerblütigen deutschen Menschen, der gut und sauber ist und von einer fast selbstquälerischen Aufrichtigkeit. — Ein ernstes, bewegtes Buch, das man gerne auch ein zweites- und drittesmal liest. *G. S.*



HÖRT IHR HERR'N

und läßt sich sagen ... 11 Jahre voran in der besten ...
 2. jährlich, anstandslos in München-Hermann-Pragatz „HÖRST“
 (100 Eshl. RM 3,85, braun - f. d. Frau; weiß - f. d. Frau). **Ein allen
 Liebhabern!** Mit Grundrecht! Gefährlich! Begrüßt! In
 die Spezial-Charakteristik hervorgehoben. 2. wöchentl. Bestellung. Die
 1. Ausgabe verleiht die Briefkästen mit Beibehaltung. Bitte im vorliegenden
 Doppelheft ohne RM, Ges. 24 1/2. Porto. Bitte unsern. Postamt.
 Preis: 24 1/2. Wochzeit. Berlin-Garten. 2. 100 1/2

Aus wirren Zeiten

Im 42. Band (1929) der Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins wird der Versuch gemacht, die von Heimmelshausen im 4. Band seines „Empfindungs“ eröbneten Deliktverstehen am Rhein genauer zu bezeichnen. Die Dargestellten schildert der Verfasser des Aufsatzes u. a. folgendenmaßen:

Nach längerem wütenden Ringen, das keinem der beiden einen nennenswerten Vorteil bringt, läßt sich Simplizius, der es Abend ist, und er „bis an die Kihing (Kinzig) weder Hund noch Katze, viel weniger einen Menschen antreffen würde“, sich von seinem Gegner, der sich jetzt als Olivier, dem Simplizius von Magdeburg her bekannt, entpuppt, überreden, mit ihm „in ein klein abgelegenes Tagelöhner-Häuslein“ zu gehen, wo sie von Oliviers Quartierwirt, einem Bauern, mit einem Kalbsbraten von Waldkirch bewirtet werden, der jede Woche zweimal Freiburg besucht, wohin er Weib und Kinder geflüchtet, „und ihm von dort aus sowohl die Victualia als Kraut und Lot (d. i. Pulver und Blei) zubringe.“

Da diese geradezu beispiellose Leistung eines Kalbsbratens in der Kulturgeschichte bis heute sonst nirgendwo verzeichnet steht, möchten wir sie wenigstens hier festhalten.

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! Preis 75 Pf.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise, die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Die Herrscherin

Dame (in der Coicze zu Bret Nachbarin): „Sie wollen die Frau da drüben kennenlernen? ... Das ist Frau Meino, eine sehr intelligente und energische Frau, sie beherrscht drei Sprachen und ihren Mann!“

Gut weggekommen

Rechtsanwalt (nach der Verteidigung zu seinem Klienten): „Nun, Sie sind noch gut weggekommen! Mein Kollege verteidigte gestern einen ähnlichen Fall, da bekam der Klient Todesstrafe und noch zehn Jahre Zuchthaus dazu!“

Amerika

„Marion sind Sie nach America gekommen?“

„Um mich auf etwache Weise mein Brot zu verdienen!“

„Das ist gut ... da werden Sie wenig Konkurrenz finden!“

Beiderseitig

Bausfrau, die unvermietet nach Hause kommt und ihre Dienstmädchen bei einem tiefen Zug aus der Wohnung antreift: „Na, wissen Sie, Martha, ich bin überausd!“

„Und ich erst, wo ich doch glaubte, gnädige Frau bleiben bis zum Abend fort!“

Das Jubiläum

Angestellte: „Herr Direktor, ich komme zum Jubiläum ergebenst Glück zu wünschen!“

„Jubiläum? Nicht daß ich wisst!“

„Doch, doch! Heute sind es 25 Jahre, daß ich bei Ihnen bin!“

Abessinien – Ausverkauft!

Erich Wilke



„Es ist leider nichts mehr zu haben, meine Herren! Nur noch ein einziger Kaktus —
den kann sich holen wer will.“